

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 5

Artikel: Die Bank der kleinen Leute
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE BANK DER KLEINEN LEUTE

Von einem Pfandleihhausbeamten
Illustriert von A. Carigiet

U nser Versatzamt schliesst Samstag um 12 Uhr. Seit einiger Zeit müssen wir aber immer bis 12¼ Uhr offen halten, weil dann noch eine Tochter mit dem Velo angefahren kommt, um das Sonntagsgewand ihres Vaters zu holen.

Wir haben immer 10—15 Sonntagskleider während der Woche bei uns auf

Depot. Es gibt Frauen, die schon jahrelang jeden Montag das Sonntagskleid des Mannes bringen und es am Samstag wieder einlösen. Eine Mutter bringt sogar regelmässig die Sonntagskleider ihrer beiden Söhne und bekommt darauf 15—20 Franken. Am Freitag ist Zahltag. Mit präziser Genauigkeit kommt sie am

Samstag vormittag, um den Pfandschein einzulösen.

Beliebt ist auch, den Wintermantel über den Sommer einzulagern. Früher gab ich auf Überzieher mehr als auf Kleider, weil ich jene für weniger der Mode unterworfen hielt. Das hat sich nicht bewährt. Vor einigen Jahren war es chic, Raglans zu tragen, Überzieher, die frei von den Schultern fallen. Heute trägt kein Mensch mehr Raglans. Ich habe immer noch zwei Stück, sie sind schlechthin unverkäuflich. Etwas anderes kommt noch dazu: Kleider muss jeder tragen, ob er will oder nicht, sie behalten also immer einen gewissen Wert, auch wenn sie noch so unmodern und abgenutzt sind, aber auf einen Mantel kann man schliesslich auch im kältesten Winter verzichten, ohne direkt öffentliches Ärgernis zu erregen.

* * *

Man könnte glauben, dass unser Geschäft in den gegenwärtigen schlechten Zeiten besonders blühen müsste. Aber dem ist nicht so. Schon deshalb nicht, weil auch der grösste Optimist kaum auf den Gedanken kommt, einen Gegenstand zu versetzen, um sich etwas Neues anzuschaffen. Und wer etwas besitzt, bleibt darauf sitzen solange er kann. Das merken wir besonders an den schönen, grossen Objekten von einigen tausend Franken Wert. Sie sind für uns so gut wie verschwunden. Vor allem aber drückt auf unsern Umsatz, dass alle Preise zurückgegangen sind, und wir ganz allgemein auf die Ware weniger geben können als früher. Leintücher zum Beispiel sind etwas vom Alltäglichen, das versetzt wird. Denn jeder Verheiratete hat auch Leintücher, sechs, zwölf, vierundzwanzig

Stück. Aber was kann man heute dafür geben? Ich habe kürzlich Leintücher zu Fr. 2 das Stück ausgeschrieben gesehen. Ich nehme nun zwar an, und hoffe damit niemandem zu nahe zu treten, dass es sich bei diesem Preise kaum um erstklassige Fabrikate handeln kann. Aber wenn überhaupt schon ein neues Leintuch für zwei Franken erhältlich ist, so kann man ein altes doch mit dem besten Willen nicht mit mehr als Fr. 1.20 beileihen.

* * *

Den grössten Umsatz haben wir, wenn die Bautätigkeit aussetzt, bei grösserem Schneefall. Da kommen die Leute mit ihren Bündeln, ihren Eheringen und Regulatoren. Die Bauernknechte sehen wir am häufigsten nach Martini, weil sie dann in grosser Zahl entlassen werden. Sie versetzen in der Regel ihre Firmungsur oder auch das Velo. Nach Maria-Lichtmess lösen sie alles wieder ein, denn der Bauer hängt viel stärker an seinem Besitz als der Städter. Aber nicht nur Bauernknechte stellen ihre Velos über den Winter bei uns ein, sondern auch viele andere Velobesitzer, die ihre Vehikel während der kalten Jahreszeit doch nicht brauchen können und sie bei uns gut aufbewahrt wissen. Wir haben durchschnittlich 100—120 Velos auf Lager. Die meisten sind mit Fr. 10 belehnt. Für ein gutes, tadellos instand gehaltenes Fahrrad mit Zubehör können wir allerdings Fr. 20—25 geben. Es ist überhaupt keine Seltenheit, dass man Pfandleihanstalten gewissermassen als Lagerhäuser betrachtet. Einmal kam sogar ein Landwehrmann mit seinen Militäreffekten, um sie zu versetzen. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, dass diese weder be-

lehnt noch verkauft werden dürfen, meinte er treuherzig, es sei ihm weniger um das Geld zu tun, sondern damit einer die Verantwortung trage, wenn etwa Motten in den Kaput kommen müssten, es hätte übrigens sowieso schon drin.

* * *

Gegenwärtig ist ein grosses Angebot in Grammophons. In den guten Zeiten schaffte man sich einen solchen Apparat auf Abzahlung an. Jetzt sind die Eigentümer von der Musik gesättigt und suchen sie abzustossen. Das drückt natürlich auf den Preis. Aber auch Radioapparate werden häufig angeboten. Das Radio ist gewiss eine wunderbare Erfindung, aber auf keinen Fall eine gute Kapitalanlage, da sich auf diesem Gebiete die Neuerungen überstürzen. Ein Apparat, der noch vor drei Jahren « dernier cri » war, ist heute vollkommen veraltet. Wer also schon einmal einen Radioapparat besitzt, dem bleibt nicht viel anderes übrig, als ihn auch zu behalten.

Da ist es mit Eheringen anders. Man weiss, dass man darauf nicht viel bekommt, aber das Wenige gewiss. Für einen Ehering erhält man Fr. 5—8. Die Rechnung ist einfach: Ein Gramm Gold zu 18 Karat kann mit Fr. 1.50 belehnt werden, und ein Ehering wiegt 3—5 Gramm. Eheringe sind überhaupt die meistbelehnten Gegenstände. Das ist nur natürlich. Man hat sie am nächsten zur Hand und kann sie am leichtesten entbehren.

* * *

Wir haben begreiflicherweise ziemlich oft mit Schwindlern zu tun. Häufig sieht man es den Leuten direkt an, ob der Gegenstand, den sie versetzen wollen,

ihnen rechtmässig gehört oder nicht. In vielen Fällen führen uns auch spezielle kleine Fragen auf den richtigen Weg. Bringt zum Beispiel ein Kunde eine goldene Uhr, so frage ich:

« Wieviel haben Sie für diese Uhr bezahlt? »

Wer sie gestohlen hat, weiss meistens keine Antwort zu geben oder nennt einen viel zu niedrigen Preis. Denn es ist charakteristisch für die Diebe, dass sie den Wert der Waren unterschätzen. Kann der Befragte keine Auskunft geben, frage ich nach der Gravierung auf der Uhr. Der rechtmässige Eigentümer kennt sie fast immer, der unrechtmässige sehr selten. Auch bei Waffen gibt es solche Fragen. Wenn zum Beispiel Revolver versetzt werden, erkundige ich mich regelmässig, ob dieselben für alte oder neue Munition bestimmt seien. Wer den Revolver gestohlen hat, weiss meistens keine rechte Antwort zu geben. In vielen Fällen wüssten wir uns aber kaum zu helfen, wenn unser Herr Meier, der Schätzer, nicht wäre. Er heisst allerdings in Wirklichkeit nicht Meier, er ist auch nicht Schätzer, sondern Detektiv. Wenn ich bei einem Kunden vermute, dass es sich um eine unreelle Angelegenheit handeln könnte, sage ich, dass ich die Ware noch von unserm Schätzer beurteilen lassen müsse, und telefoniere dem Herrn Meier. Der weiss gleich, worum es sich handelt. Einmal ist mir dabei eine sehr peinliche Sache passiert. Es war vor ein paar Jahren, nach den grossen Juwelendiebstählen in Zürich. Die Polizei war damals auch in unserer Stadt sehr nervös. Es kam nun in jenen Tagen ein Franzose zu mir und wollte eine Menge Schmucksachen versetzen, Ringe mit

Brillanten, Armbänder, Uhren im Werte von fast Fr. 100,000. Der Mann war sehr gut gekleidet, aber seine Umgangsformen schienen mir nicht ganz im Einklang mit seinen Mitteln zu stehen. Offenbar merkte er meine Zweifel. Er stülpte daraufhin seine Hosen hinauf und sagte :

« Schauen Sie, bei mir heisst es nicht : aussen fix und innen nix. Auch meine Sockenhalter sind 18-karätig. »

Ich telephonierte Herrn Meier. Die avisierter Polizei umstellte das Haus. Unglücklicherweise war gleichzeitig ein Kaufmann aus Luzern bei uns, der in momentaner Geldverlegenheit zwei kostbare Ringe versetzen wollte, um die Gehälter auszahlen zu können. Er war in unsere Stadt gekommen, um die Sache ja recht diskret abzuwickeln. Als er nun die Treppe hinunter ging, wurde er von einem Geheimpolizisten angehalten und musste auf den Posten mit. Sofort wurde nach Luzern telephonierte, Detektive kamen auf sein Bureau und untersuchten alles. Natürlich erfuhr auf diese Weise der hinterste Angestellte, dass sein Chef bei uns auf dem Versatzamt gewesen war. Die Sache hat sich zwar noch am gleichen Abend aufgeklärt, aber man kann es diesem Herrn nicht verdenken, wenn er auf unsern Betrieb schlecht zu sprechen ist.

Es kommen auch harmlosere Schwindler. Zum Beispiel meldete sich einmal ein altes Mannli mit fünf silbernen Löffeln und fünf silbernen Gabeln. Er jammerte grässlich, dass ihm seine gute, liebe Frau gestorben sei und er nun noch das letzte liebe Andenken an die Entschlafene veräussern müsse. Es sei « grau selig », wie er an diesen silbernen Löffeln und Gabeln hange, er bringe es fast nicht übers Herz,

sie wegzugeben, es sei ihm, wie wenn er seine gute Alte verkaufen würde. Er konnte nicht aufhören zu erzählen, wie « grau selig » ihm die Sache sei.

Es ist nun meiner Erfahrung nach immer verdächtig, wenn die Kunden gar so viel reden, vor allem aber, wenn sie viel Gefühl verraten. Ich schaute mir also die silbernen Löffel und Gabeln an und entdeckte unschwer auf denselben den Stempel eines bekannten Bierrestaurants. Ich nahm darauf den Alten ins Gebet und fragte ihn, woher er diese Löffel habe. Er war ganz aus dem Häuschen, dass man ihm auf seinen kindlich einfachen Trick gekommen war. Er beteuerte hoch und heilig, dass er die Löffel und Gabeln nicht gestohlen habe, das müsse seine verstorbene Frau gewesen sein, sie habe immer schon solche « Lumpenstückli » gemacht und es sei traurig, dass er jetzt noch unter seiner Frau zu leiden habe, wo sie doch unter dem Boden liege und er geglaubt hätte, endlich vor ihr Ruhe zu haben. Da ich bestimmt annehmen konnte, dass es sich bei dem Mann um keinen berufsmässigen Rechtsbrecher handelte, redete ich ihm nur ins Gewissen und brachte die silbernen Löffel und Gabeln selber wieder dem rechtmässigen Eigentümer, den ich persönlich kannte, zurück.

* * *

Wir haben hie und da auch unter der ehrlichen Clientèle recht eigenartige Kunden. Jahrelang kam jeden Samstag ein distinguirter alter Herr zu uns, der sich auf eine Hunderternote zwanzig Franken vorstrecken liess. Er stand im Genusse einer wöchentlich ausbezahlten Rente von hundert Franken. Da er aber am Samstag auf den Bummel ging, wollte

er nicht den ganzen Betrag in der Tasche herumtragen.

« Man könnte sonst unter die Räuber fallen », bemerkte er jenseits listig, während er mit der linken Hand liebevoll seinen schönen weissen Bart strich und mit der rechten das Zwanzigernötlein sorgfältig in die Westentasche steckte. Der umsichtige alte Herr war wohl geistig nicht mehr so ganz beieinander. Er ist inzwischen gestorben.

Es ist selbstverständlich, dass unsere Kunden und wir über den Wert der Gegenstände, die sie bringen, selten einig gehen. Das liegt in der Natur der Sache. Es gibt aber Fälle, in denen das Missverhältnis zwischen unsern Anschauungen und jenen der Kunden besonders krass ist. So brachte einmal ein Herr einen Schlüsselbund und wollte darauf Fr.30. Ich sagte ihm, dass wir doch auf einen Schlüsselbund kein Geld geben können.

« Ja, aber bedenken Sie doch », meinte er wichtig, « es ist doch der Schlüssel vom Sekretär dabei ! »

Ein andermal kam ein Melker, ein Berner, zu uns, und sagte :

« I ha mer hütt e gmuetliche Namittag wöue mache u bi drum i d'Schtadt cho. Chönntet dir mir nid uf mys Portemonnaie zwöü Fränkli gö ? »

« Ja, was ist denn drin ? » fragte ich.

« He nüt, dank, süsch bruucht i euch ds Portemonnaie nit z'gä ! »

Ich musste ihm darauf sagen, dass wir leere Portemonnaies nicht beleihen können. Er zog darauf ein Zigarettenetui heraus :

« Vilicht geit's eso ? »

« Das Etui ist aus Alpaka. Wir können nur auf Silber oder Gold etwas geben. »

« So werden-i halt wider hei müesse ! »

Nach einer Minute kommt er wieder und sagt :

« I hätt da no e Ring, e Siguring ! »

« Darauf können wir auch nichts geben, er hat nur 8 Karat. Wir können höchstens auf 14 Karat etwas leihen. »

« So muess i däich doch hei ! » sagte er betrübt.

Aber nach zwei Minuten kam er nochmals und streckte mir seinen tiefend nassen Regenschirm entgegen.

« U dä Rägeschirm ? Isch dä o nid zwöü Fränkli wärt ? »

Ich prüfte den Regenschirm. Er war zwar weder aus Seide noch aus Halbside, aber immerhin ganz und fast wie neu. Ich gab ihm die zwei Franken, und fort war er. Draussen regnete es in Bindfäden. Am gleichen Abend kam er wieder, tropfnass. Er legte mir die zwei Franken auf den Tisch und wollte seinen Schirm wieder haben.

« I bi der ganz Tag i der Schtadt ume-spaziert, aber 's isch nüt gsi. Hütigstags het en aschtändige Möntsch, wenn er amene aschtändige Meitschi es aschtändig's Gaffi wott zahle, kei Chance ohni Rägeschirm. Es isch gwüss afa truurig ! »

Ein weniger sympathischer junger Mann ist einmal mit einem jungen wel-schen Mädchen gekommen. Ich kannte ihn als einen Lumpen und richtigen Mädchenjäger. Das Fräulein war offenbar mitgekommen, um ihm einen Pfandschein einzulösen. Er zog den Pfandschein aus der Tasche, sah ihn an und stellte fest, dass es nicht der richtige war. Er griff noch einmal in die Tasche, zog einen ganzen Bündel Pfandscheine heraus und blätterte nach dem richtigen. Das junge Mädchen schaute ihm mit grossen Augen zu und sagte dann zornig, in gebroche-

nem Deutsch, er habe ihr doch gesagt, dass nur ein Siegelring zum Einlösen sei, sie denke nicht daran, diesen ganzen Haufen Pfandscheine einzulösen. Und fort war sie. Er hinten nach. Bravo, dachte ich, die zeigt ihm noch den Meister. Aber am andern Tag kamen die beiden wieder, und das arme Kind löste alle Pfandscheine ein.

* * *

Die traurigste Episode, die ich erlebt habe, war mit einer 21jährigen Frau, der man aber dem Aussehen nach schon gut 30 Jahre hätte geben können. Sie hatte schon zwei Kinder und brachte sehr oft Sachen zu uns, meist Kinderwäsche, Strümpfli, Hösli, Schlüttli, die sie von wohltätigen Vereinigungen bekommen hatte. Am dritten Tag nach ihrer dritten Niederkunft kam sie wieder und wollte etwas versetzen. Sie sah wie ein Häuflein Elend aus, ich kannte sie fast nicht mehr. Sie schien so schwach, dass ich fürchtete, sie müsse jeden Augenblick umfallen.

« Um Gottes willen, sitzen Sie doch ab ! » sagte ich. « Was haben Sie auch ? » Das arme Fraueli war bleich wie Marmor. Ich liess ihr einen Cognac holen und gab ihr Fr. 6 für zwei Leintücher und einen Kissenüberzug. Sie humpelte so elend fort, dass es mir direkt weh tat. Zwei Tage später lasen wir ihre Todesanzeige. Als ihr Mann nach einiger Zeit mit dem Pfandschein kam, um ihn einzulösen, fragten wir ihn, warum auch seine Frau so bald wieder aufgestanden sei. Er meinte nur trocken : « Die Frauen sind zum Schaffen da ! »

So traurige Erlebnisse sind Gott sei Dank nicht alltäglich. Es kommen natür-

lich in der Regel die ärmern Leute zu uns. Aber wenn ihre Notlage nur vorübergehend ist, können wir dieselbe lindern. Es herrscht da und dort die Meinung, Pfandleihanstalten seien die reinsten Räuberhöhlen, in denen man für lächerliche Summen die ärmsten der Armen um ihr Letztes bringe. Aber gerade weil in dieser Branche die Gefahr der Ausbeutung und der Wucherei besonders gross ist, gibt es heute in einigen grössern Schweizerstädten Pfandleihanstalten auf gemeinnütziger Grundlage. Die Ansätze bei der Belehnung werden relativ niedrig gehalten, um die Kunden zu veranlassen, den Pfandschein wenn immer möglich wieder einzulösen. Die Leute sollen das Gefühl haben, dass ihre Pfänder mehr wert seien, als das, was sie darauf bekommen haben. Aber auch wenn die Pfänder verfallen sind, und bereits versteigert wurden, bleibt der Mehrerlös über den Darlehensbetrag hinaus noch einige Jahre lang stehen und kann gegen den Pfandschein eingelöst werden. Der volkswirtschaftliche Sinn der Pfandleihanstalten ist, auch nicht vermöglichen Leuten Kredit auf ihren Besitz zu verschaffen. Wer über ein grosses Vermögen verfügt, kann jederzeit Mittel flüssig machen, auf Häuser Hypotheken bekommen und so weiter. Warum soll der arme Mann nicht auch auf seine bescheidenen Besitztümer etwas Bargeld erhalten können ? Die Pfandleihanstalt ist eigentlich nichts anderes als die Bank der kleinen Leute. Ihre Geschäfte sind nur sehr einseitig und dann ist da allerdings noch eine Kleinigkeit, die unsere Pfandleihanstalten von andern Banken unterscheidet, die, dass sie — freiwillig — auf grosse Gewinne verzichtet.